

Leseprobe aus:

**David Wagner**

## **Welche Farbe hat Berlin**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

DAVID WAGNER

WELCHE FARBE  
HAT BERLIN

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,  
Reinbek bei Hamburg, Mai 2014  
Copyright © 2011 by Verbrecher Verlag, Berlin  
Umschlaggestaltung any.way, Cathrin Günther  
(Umschlagabbildung: Tim Dinter)  
Satz Minion PostScript, InDesign, bei  
Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin  
Druck und Bindung Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Printed in Germany  
ISBN 978 3 499 26806 9

# INHALT

Die Mülltüte	- 7
Weißer Nacht	- 10
Monbijou	- 17
Oderberger	- 21
Bernauer Straße	- 26
Gebrauchtwagenhändler	- 30
Bolle Belle	- 31
Nachmittags am 1. Mai	- 32
Mythos Kreuzberg	- 35
Neue Welt	- 38
Tempelhofer Feld	- 42
Hasenheide	- 46
Weserstraße	- 50
Grunewald	- 53
Westalgie	- 61
Mahnmal	- 65
Schiller am Pariser Platz	- 67
Stadtmöbel	- 72
Welche Farbe hat Berlin?	- 79
Endivien	- 81

Fundstücke	– 104
Ist Berlin hässlich?	– 105
Jenseits des Kanals	– 109
Hochbahn	– 115
Das Wildplakat	– 117
Street Art	– 118
Junge Altersheime	– 121
Ecke Schönhauser	– 122
Currywurstbuden	– 125
Weihnachtlicher Budenzauber	– 129
Der Stechlin	– 134
Scherben	– 139
Die neue Rostlaube	– 140
Treffpunkt Weltzeituhr	– 147
Füchse auf der Pfaueninsel	– 148
Stahnsdorf	– 156
Back-Factory, Rosenthaler Platz	– 158
Keine großen Sehenswürdigkeiten	– 163
Fernseher in der Stadt	– 166
Weißer Flecken	– 169
Bildlegenden	– 170
Anmerkung	– 172

## DIE MÜLLTÜTE

Ich will bloß den Müll hinuntertragen in den Hof, unten aber, ich habe die zugeknottete Abfalltüte noch in der Hand, gefällt mir die Nacht so gut, es riecht nach Frühling, daß ich hinaus auf die Straße gehe. Ich biege um zwei Ecken und stehe schon vor dem Café Haliflor – entscheide mich aber, die Luft ist so süß, weiterzugehen. Fast alle Fenster in den Fassaden der Choriner Straße, es ist gleich Mitternacht, sind schon dunkel. Ich komme an dem alten, zweistöckigen Molkereigebäude und der Protzbaustelle Choriner Höfe vorbei, überquere die stille Kreuzung mit der Zehdenicker Straße, auf der Torstraße halte ich mich links. Vor dem Kaffee Burger, die Reformbühne ist aus, steht ein Bekannter auf dem Bürgersteig und raucht. Wir wechseln ein paar Worte, er sagt nichts zu der Mülltüte, die ich in der Hand halte. Ich gehe weiter und biege in die Alte Schönhauser Straße, noch immer stehen dort diese seltsamen Bürocontainer mit Camouflage-Bemalung auf dem unbebauten Grundstück Ecke Linienstraße. Die Nacht, es ist Sonntag, ist ruhig, ich höre nur eine italienische Reisegruppe singen. Sie johlen in einiger Entfernung, sie grölen, sie haben gute Laune. Ich bleibe vor dem Espresso- und Kaffeemaschinengeschäft stehen, mir gefallen finnische Porzellantassen ein paar Schaufenster weiter, schließlich betrachte ich Umhängetaschen, die aus alten LKW-Planen genäht wurden. Ich merke, daß ich die Mülltüte immer noch mit mir herumtrage, schaue mich um, weit und breit ist kein Mülleimer zu sehen. Von der Münzstraße komme ich in die Max-Beer-Straße, kehre nach wenigen Schritten aber wieder

um, mir fällt ein, daß dort eine Freundin wohnt, der ich nun lieber nicht begegnen möchte, nicht mit einer Mülltüte in der Hand. Ich bewundere die nackten Betonwände in einem zum Ladenlokal umgebauten Plattenbau-Erdgeschoß und biege in die stille Almstadtstraße ein. Es ist dreiviertel eins, und wenn mich jemand fragen würde, was machst du um diese Zeit mit einer Abfalltüte in der Hand vor dem Schaufenster der Buchhandlung Pro qm, ich wüßte keine Antwort. Ich wollte gar nicht spazieren gehen, ich bin heute schon unterwegs gewesen, ich wollte nur den Müll hinuntertragen. Scheint so, als hätten meine Schuhe ohne mich entschieden. Sie sind einfach losgegangen. Das Gehen hat sich verselbständigt, und ich bin mir gar nicht mehr so sicher, ob ich selbst, ob tatsächlich ich es bin, der hier einen Fuß vor den anderen setzt. Geht die Stadt vielleicht mit mir spazieren? Die Füße unterbrechen ihre Tätigkeit, als zwei sich laut unterhaltende Amerikaner auf mich zukommen, ziemlich betrunken sagen sie Hi und fragen, natürlich auf Englisch, wo sie hier Dope kaufen könnten. Mir fällt nichts anderes ein, als sie in den Weinbergspark zu schicken.

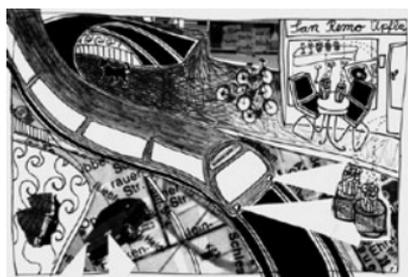
Ich gehe weiter, finde wieder in meinen Rhythmus, den eigenen Geh-Rhythmus, der es manchmal so schwierig macht, mit oder neben anderen zu gehen. Am besten geht es sich doch allein, denke ich – widerspreche mir dann aber, fallen mir doch sofort zwei, drei, vier Personen ein, mit denen ich sehr gerne gehe und schon viel gegangen bin. Ich komme wieder zur Torstraße und stoße auf diese rätselhafte retro-avantgardistische Architekturskulptur an der Ecke Rosa-Luxemburg-Straße, ist das historistischer Expressionismus? frage ich mich, wie immer, wenn ich dieses Gebäude sehe. Und stehen dort, nirgends brennt Licht, vielleicht alle Wohnungen leer? Ein Nachbargrundstück ist noch unbebaut, hinter

dem grell beleuchteten Werbezaun, der die Brache zur Alten Schönhauser hin umschließt, liegen abgerissene Plakate, leere Flaschen und ein kaputter Kinderwagen. Einen Moment lang bin ich versucht, meine Mülltüte dazuzuwerfen, trage sie dann aber, sie ist ja nicht schwer, doch die Schönhauser Allee hinauf, vorbei an der schönrenovierten Ex-Ruine Pfefferberg. Das riesige, viel zu perfekte spanische Touristenrestaurant hat schon geschlossen. Ich biege in die Schwedter Straße ein, überquere die Choriner und stehe wieder vor dem Haliflor. Anne, Sonntag ist ihr Abend an der Bar, sieht mich und winkt. Ich setze die Tüte ab, gehe hinein, bestelle ein Bier und erzähle, sie hält das natürlich für eine Ausrede, daß ich bloß den Müll hinuntertragen wollte. Zwei Franzosen, die neben mir am Tresen trinken, unterhalten sich über Neukölln. Die Tüte werfe ich später in den Müllcontainer im Hof.

# WEISSE NACHT

FÜR CHRISTIANE RÖSINGER

**FALCKENSTEINSTRASSE** San Remo liegt an der Spree. Wir sitzen auf Waschbetonpollern, dem San Remo gegenüber. Blaue Stunde, bester Blick, die Stadt ist eine Ansichtskarte am Wasser. Die U-Bahn, hier Hochbahn, fährt über unsere Köpfe hinweg auf die Oberbaumbrücke zu. Wir sitzen auf Waschbetonpollern, Straßenmöbeln der Mauerzeit. L. sagt, sie liebe Waschbeton, in ihrer Kindheit sei fast alles um sie herum aus Waschbeton gewesen. L. trinkt Sekt auf Eis, sie sagt, sie habe dieses Getränk, wenn schon nicht erfunden, so dann doch wenigstens in Berlin verbreitet. Ich glaube ihr. Ich mag das Getränk. Es kühlt auch die Hände.



**FALCKENSTEIN-, ECKE SCHLESISCHE STRASSE** In einem Ladenlokal, das lange leer stand, gibt es ein neues Geschäft. Es heißt Küchenstudio Tristesse. Keiner weiß, was da eigentlich verkauft wird. Traurigkeit in kleinen Tüten? Manchmal stehen da Objekte aus Plüsch – nicht notwendig zu wissen,

ob sie einen Zweck erfüllen, manchmal wird hier abends auch bloß getrunken. Oder ein Low-Fi-Konzert veranstaltet. Tristesse heißt der Laden nach dem Haus von Álvaro Siza Viera, dem Bauausstellungshaus Ecke Falckensteinstraße, das mit seinem Bonjour-Tristesse-Graffito und einem halbgeöffneten Auge in der Fassade auf die Ecke herabschaut. L. erzählt von der erfolgreichsten Berliner Ich-AG. Die erfolgreichste Berliner Ich-AG stellt Früchtesenf her, Früchte- und Beerensenf. Die Berliner Ökonomie hat das Einmachglas wiederentdeckt. Vielleicht verkaufen auch wir bald Eingemachtes am Straßenrand?



**JANNOWITZBRÜCKE** Unter der S-Bahn, die hier auf dem Stadtbahnviadukt fährt, nicht in einem Bogen, sondern einer größeren Unterbauung, liegt das Golden Gate. Sein Eingang versteckt sich auf der Rückseite, in einem Wäldchen. L. sagt, es sei ein Wäldchen, sie übertreibt. Eigentlich ist es nur eine große, vom Grünflächenamt Mitte vernachlässigte Verkehrsinsel. Im Frühling und Sommer 2003 sitzen wir hier an der Tür, an der Kasse, später stoßen wir zu den Spitzenkräften am Analogtresen. Die Spitzenkräfte schenken erfundene Szenetränke aus, die hauptsächlich Sekt und Eis enthalten. L. sagt, ich sei ihr Praktikant, ich sage: Ich mache eine Hospi-

tanz. Ja, ja, sagt L., in Berlin muß man sich sein Leben eben ausdenken, sich erfinden, ein, zwei, drei, vier Projekte haben. Ich bin der Trainee an der Tür, sage ich den Bekannten, die ich begrüßen kann, ich durchlaufe das Traineeprogramm Tür. Ich halte den Stempel, einen Datumsstempel, meist auf den elften September eingestellt, meine Ausbilderin, die promovierte Musikwissenschaftlerin, kassiert. Ich sage «Heute Flittchenbar im Golden Gate» zu den Besuchern und versuche ihnen, die Besucher sind alle sehr nett, den elften September so zärtlich wie möglich auf die Hand, am liebsten auf die Maus, den gewölbten Daumenmuskel der Handinnenseite, zu stempeln.

**TORSTRASSE** Wir schieben uns durch das White Trash. Wir schieben uns durch die Einrichtung eines ehemaligen China-Restaurants, an geschnitzten Stühlen und Kunstledersesseln vorbei, und setzen uns auf den Rand einer aus bemaltem Styropor geformten Drachengrotte, in der kein Wasser mehr plätschert. Es ist drei Uhr früh, wir fühlen uns wie auf einer Familienfeier, die in einem bürgerlichen Restaurant außer Rand und Band geraten ist. Später, zwischen vier und halb sechs Uhr morgens, *nuit blanche* im White Trash, werden alle betrunken sein, und ALLE miteinander, jeder mit jedem, reden. Auch wenn sie sich gar nicht kennen. Dieser Laden baut erworbene Kommunikationshemmungen ab, sagt L. Der Erfolg des White Trash, in dem am frühen Abend auch gekocht wird, allerdings, wie auf einer Familienfeier, immer nur ein Gericht, ein Essen, ein Einheitsessen, das man essen kann oder eben nicht, der Erfolg dieses Clubs muß auch mit seinem Namen zusammenhängen. In dem, sagt L., stecke nämlich auch die Sehnsucht, allen kulturellen Ballast abzu-

werfen, die Unkultur zu seiner Kultur zu machen, sich für nichts mehr interessieren zu müssen. Nichts als White Trash zu sein.

**TORSTRASSE, NOCHMAL WHITE TRASH** Einmal erhielt die Frau an der Bar – eigentlich ist sie Sängerin – einen Anruf. Eine Stimme sagte: Gleich kommt Mick Jagger vorbei. Die Frau an der Bar, die Frau, die eigentlich Sängerin ist, sagte: Ja, ja, vielen Dank. Und legte gleich wieder auf. Und dann stand er plötzlich da. Und, so ist das hier eben, sagt L., keine Sau beachtete ihn. Alle übertrafen sich in ihrem Bemühen, diesen alten Mann zu übersehen.

**BORSIGSTRASSE, AUF DEM WEG ZUM AUTO** sagt L., das Prinzip der meisten interessanteren Clubs sei es, sich in oder mit Hinterlassenschaften und Überresten einzurichten. Das White Trash war ein Chinarestaurant, das Tristesse ein Küchenstudio, das Golden Gate eine Tischlerei. Es gab die Kachelbar, in der weiß gekachelten Küche des geschlossenen Burger King in der Rosenthaler Straße. Und es gibt oder gab Tresorräume, die Bunker, die E-Werke, die Möbel aus dem Palast der Republik. Handtaschen werden heute aus alten Lastwagenplanen und Alditütenresten hergestellt, uncool is the new cool, das Häßliche das neue Schöne. Deshalb gehen wir gerne in ein heruntergekommenes Chinarestaurant in einer Plattenbauhöhle, dessen Fenster immer verschlossen und abgedunkelt sind. Wir stehen am Auto, wir steigen ein und fahren ins Bad Kleinen.

**LINIEN-, ECKE ORANIENBURGER STRASSE, IM AUTO**  
Wir sind Ruinenbewohner, sagt L., wenn die meisten Ruinen mittlerweile auch saniert und außen renoviert sind, mit Gas- etagen- oder Zentralheizung, Innentoilette und Badezimmer nachgerüstet worden sind. Vor zwölf, dreizehn, vierzehn Jahren war an so viel Luxus nicht zu denken.

**LEIPZIGER STRASSE** Siehst du, sagt L., es gibt einen neuen Berufszweig: Arbeitslose Opernregisseure und ihre Beleuchter inszenieren Lichtspiele für leerstehende Bürohäuser. Die neuesten, erst kürzlich schlüsselfertig übergebenen Berliner Ruinen, die nur mit einer Haut aus Glas überzogenen, leerstehenden Bürogebäude in Mitte und anderswo, werden nachts aufwendig beleuchtet. Nicht angestrahlt, wie etwa die Ruine des Heidelberger Schlosses, sondern von innen mit farbig wechselnden Lichtern bespielt. Wer jetzt noch unterwegs ist, erinnert sich morgen, wenn er ein großes Büro braucht, vielleicht an dieses Haus.

**KRAUSENSTRASSE** Hier, in einem leerstehenden, spätwilhelminischen Bürohaus, hier, im Mecklenburg-Vorpommern von Mitte, lag, das war im Frühjahr 2003, das Bad Kleinen. Samstagnacht mit Neo-Punk. Bei einem Konzert hatte ein Musiker die Aufgabe, leere, nicht besonders sorgfältig gespülte Schraubverschluß- und Senfgläser von einer Leiter herab im Takt kaputtzuwerfen. Über dem Schatten einer Weltkarte an der lange nicht mehr gestrichenen Wand stand in Westernschrift «Bad Kleinen». Davor der Tapeten-tisch, der als Tresen diente, an dem nicht sehr kaltes Bier und Sekt ohne Eis hinuntergestürzt wurde. Es gab keinen

Kühlschrank. Oben, sehr weit oben unter der hohen Decke, ein Fries aus pornographischen Schattenrissen. Sonst nichts. Nur die Reste im Raum, Perlen für DDR-Archäologen. Die alten Gardinen, ein sonderbarer, farblich undefinierbarer Teppichboden. Eine Telefonkabine ohne Telefon. Das war einmal, daher auch der Schatten der Weltkarte, das Auslandspostamt der DDR. Jetzt wird das Haus saniert. Oder soll saniert werden, sagt L., jedenfalls ist dieses Bad Kleinen, es war schon das zweite, geschlossen.

**ROSA-LUXEMBURG-PLATZ** Gleich neben der Volksbühne, vor dem Pavillon der Galerie Meerrettich, steht eine Freiluftbar. Unter einer aus Baugerüstelementen errichteten Plattform, im Schatten eines Lindenbaums. Die Bar, das Projekt und die Plattform heißen *Hier entsteht*. Oben auf der Plattform darf ein jeder auf- oder einbauen, was er möchte, hier, an diesem Modell, sollen partizipative Architektur und räumliche Aneignung ausprobiert werden, noch deutlicher als irgendwo sonst in der Stadt. Einer hat sich ein winziges Wohnzimmer gebaut, eine andere eine Luftdusche installiert und Rollrasen verlegt – so wie im echten Berlin, wenn eine privat finanzierte Grünanlage frist- und prospektgerecht fertiggestellt werden muß.

Wir stehen in der Freiluftbar, in der am frühen Abend Vorträge gehalten und Filme vorgeführt werden, wir trinken Sekt auf wenig Eis und haben das gute Gefühl, an einem großen Projekt beteiligt zu sein. Hier ist es Kunst, sagt L., zweihundert Meter weiter steht ein Kiosk, an dem wir uns ganz kunstfrei betrinken könnten. Wir reden über all das, was nicht entstanden ist. Über Traumruinen, gesprengte Luftschlösser, Erfindungen. Unser nächstes Projekt soll hei-

ßen: Hier entsteht nicht. – Hier entsteht nur Erinnerung, sagt L., wo wir überall gewesen sind, diesen Sommer. Das Bier kommt aus einem einzigen altersschwachen, nicht besonders gut kühlenden Kühlschranks. Es riecht, wer es nicht mag, sagt es stinkt, nach Linde.

**STADTAUTOBAHN** Rumfahren. Kaum noch andere Autos um sich haben. Einfach so durch den Tiergarten fahren, auf die Autobahn fahren, sich unbedingt verfahren wollen. Nachts auf der Stadtautobahn, immer im Kreis, die Nacht wird irgendwann weiß. Eine West-Berliner Tätigkeit, sagt L., dem Auto einmal Auslauf geben.

**AN EINER TÜR, ICH WEISS NICHT MEHR WO** Der Mann an der Tür sagt: Gehen Sie nach Hause. Begeben Sie sich direkt dorthin. Gehen Sie in keine andere Bar, in keinen anderen Club, an keinem Geldautomaten mehr vorbei. Gehen Sie nach Hause, legen Sie sich in Ihr Bett, schließen Sie die Augen.

# MONBIJOU

Die Wiese im Park, das ist ihr anzusehen, wird benutzt. Mancher heiße Grill hat den Rasen schwarz gestempelt. Die Mülleimer sind mit Aufklebern übersät, und an sonnigen Tagen wird der Schatten unter den Bäumen zum Kinderwagenparkplatz. Und der ganze Park zum Lese- und Speisesaal.

Eingeklemmt zwischen Spree und Oranienburger Straße, liegt er da, der Monbijoupark, der seinen Namen von einem Schloß hat, das dort gar nicht mehr steht. Die wenigen alten Kastanienbäume und die knorrigen Platanen haben Schloß Monbijou sicher noch gesehen. Es stand hier, eine kriegsbeschädigte Ruine, noch bis 1959. Dann beschloß der Magistrat von Ost-Berlin den Knobelsdorff-Bau, in dem sich zuletzt das Hohenzollernmuseum befunden hatte, entgegen allen Protesten abzureißen. Fortan gab es noch ein Schloß weniger in der Stadt. Und eine Freifläche mehr.\*

Noch während des Krieges hatte es einen anderen Plan gegeben. Albert Speer wollte das Schmuckstück *mon bijou* so wie es war nach Charlottenburg, in den dortigen Schloßpark, versetzen lassen. Um so hier, gegenüber der Museumsinsel, Fläche für noch mehr Angeberbauten zu gewinnen. Der bekannte Ausgang des Krieges verhinderte das Vorhaben. Das Schloß brannte nach Bombentreffern aus.

In den sechziger Jahren wurde in dem vom Schloß befreiten Garten das Kinderbad Monbijou erbaut, mit einem sehr

\* Und wie wäre es, statt des Stadtschlusses erst mal Schloß Monbijou wiederaufzubauen?

flachen und einem weniger flachen Becken. Kopfsprünge vom Rand sind dort leider verboten. Es gibt keine Rutsche und keinen Sprungturm, trotzdem ist das Bad bei den entsprechenden Zielgruppen – Kindern und ihren Eltern – sehr beliebt. Die Kinder, die da planschen, planschen quasi im Rohmaterial eines expressionistischen Großstadtedichts: Über ihnen rollen S-Bahnen und ICEs auf dem Stadtbahnviadukt, Ausflugsdampfer ziehen auf der Spree vorbei, der Fernsehturm ragt groß ins Bild, und Flugzeuge zeigen sich am Himmel. Die Zäune um das Kinderbad sind seit der Wiedereröffnung nach langer Renovierung höher und sommer-nachts nun schwieriger zu überklettern.

Mitten im Park und sympathisch unrenoviert liegt ein Gebäude, in dem sich Ateliers der Kunsthochschule Weißensee befinden. Durch ein offenes Fenster sind Farbtöpfe zu sehen, die meisten Scheiben sind von innen milchig lasiert, um vor neugierigen, störenden Blicken zu schützen. Teile der Fassade sind, wie es scheint von Studenten selbst, rot angestrichen worden.

Auf dem Spielplatz hinter dem Bad, fast schon an der Spree, lassen sich die Veränderungen der Spielplatzbaukunst über die Systeme hinweg studieren. Aus DDR-Zeiten übriggeblieben ist ein monströser, bunkerähnlicher, mit kleinen Findlingen gespickter Beton-Höcker. Kinder können auf ihm herumklettern und auf einer Rutsche aus Zement herunterrutschen. Unter dem steinernen Kloß hindurch verläuft, nicht wirklich ein Fluchttunnelmodell, ein heute verschlossener Kriechgang. Eine Installation, die Eltern heute kaum gefallen kann. Besorgte Eltern von heute sehen ihre Kinder lieber auf dem gleich daneben stehenden, aus einer privaten Spende finanzierten, bunten, grazilen, multifunktionalen Klettergerüst mit einem Hängebrückchen zwischen

zwei Türmen und einer hosenbodenschonenden Metallrutsche.

Am Fluß, genau da, wo einmal Tierversuchsbaracken der Charité standen, liegt heute die Strandbar Mitte, die eigentlich keine Strandbar mehr ist. Seit die neue, großzügige Uferpromenade angelegt wurde, ist aus der ehemaligen Strandbar, in der die Liegestühle tatsächlich auf Sand und direkt am Wasser standen, ein Café mit Marmortischchen und Oleandersträuchern in großen Kübeln geworden.

In den schon lange abgerissenen Baracken befand sich vor etwa zehn Jahren der Club Kunst und Technik, eine der improvisierten und temporären Bars, die anfangs nur mittwochs, später nur alle sechs Tage geöffnet hatte. Seither haben Landschaftsarchitekten das Gelände neu modelliert und eine breite Freitreppe angelegt, die ans Wasser hinunterführt. Ein kleiner Platz ist entstanden, der von den im Minutentakt vorbeirauschenden Ausflugsdampferrednern gut beschallt wird.

Am Rand des Parks, zur Monbijoustraße hin, stehen auf dem Dach eines ziegelverkleideten Flachbunkers zwei seltsam fremd anmutende Blockhäuser. Es handelt sich um alte, aus Polen stammende Holzbauten, die hier wieder zusammengesetzt wurden, um in ihnen Theater zu spielen und Märchen zu erzählen. Sie heißen Märchenhütten und sehen auch so aus, Hexen könnten in ihnen wohnen. Gleich daneben ist für diesen Sommer ein hölzernes Freilufttheater errichtet worden. Fast jeden Abend wird dort in den nächsten Wochen das für Freilufttheater geeignetste Stück überhaupt gespielt, Shakespeares unvermeidlicher *Sommernachtstraum*.

Hunde sollten im Park nicht frei herumlaufen. Sonst könnte sich – unwahrscheinlich, aber nicht unmöglich – wiederholen, was der fünfunddreißigjährigen Grafikerin Kerstin V.

hier am Abend des 8. Mai 2006 passierte. Ihr Hund Fritz fand damals, an einem Erdhaufen erst schnüffelnd, dann scharrend, eine mumifizierte Frauenleiche. Diese kam zutage, weil für die Neuanlage der Wege Erdreich bewegt worden war. Es handelte sich, wie später ermittelt wurde, um eine schon seit fünfzehn Jahren vermißte türkische Frau, die ihren Mann hatte verlassen wollen. Als hätten die Gartenarchitekten ihrer gedenken wollen, befindet sich ganz in der Nähe des Fundorts heute eine unmotiviert aus der Wiese ragende, wie ein Grabhügel anmutende kleine Erhebung. Vielleicht soll das aber auch nur ein Rodelhügel sein. Nicht weit davon plätschert ein neuer Brunnen: eine große, dunkle Metallschale, die beständig überläuft. Schöner läßt sich Überfluß nicht darstellen.

